

Timo Heimerdinger

Titten, Thesen, Temperamente – Feldnotizen aus der Elternschaftskulturforschung und ihrer Vermittlung

Ohne Umschweife: Seit dem Jahr 2002 bin ich Vater, seit 2005 beschäftige ich mich forschend mit Elternschaftskultur aus ethnografisch-kulturwissenschaftlicher Perspektive, seit 2006 halte ich Vorträge und seit dem Jahr 2009 publiziere ich dazu.¹ Ich bin also mit dem Thema Elternschaft sowohl privat als auch professionell befasst. Das Thema dieses Beitrages ist die Vermittlung dieser Inhalte in wissenschaftlichen Kontexten: die Besonderheiten, Schwierigkeiten und Vorkommnisse, die mir hierbei widerfahren sind und deren Interpretation. Es geht hier also – ganz ethnografisch-reflexiv – um einen Feldbericht, allerdings nicht aus dem eigentlichen Gebiet meiner Forschung, der Elternschaftskultur, sondern aus dem Gebiet der Präsentationsforen meiner Forschungen: was mir auf Tagungen, bei Vorträgen und insgesamt in der Scientific Community mit dem Thema so passiert ist.² Dass ich selbst Vater bin, ist hierfür relevant, und zwar in zweierlei Hinsicht: sowohl dass ich Kinder habe – und nicht kinderlos bin – als auch dass ich Vater bin – und nicht Mutter –, sind maßgebliche Faktoren, die für das hier zu Berichtende berücksichtigt werden müssen.³ Das klingt vielleicht zunächst trivial,

1 Vgl. u.a.: Heimerdinger, Elternschaft als kompetitive Praxis, 249–267; Heimerdinger, Verwickelt aber tragfähig, 311–345; Heimerdinger, Family Culture as Risk Management, 197–211; Heimerdinger, Schnullerfee, 3–21; Heimerdinger, Brust oder Flasche, 100–110.

2 Die notwendige ethnografische Dialektik aus Nähe und Distanz, mithin die Aporien, Zwänge und Gewinne aus dem Spannungsverhältnis von Teilhabe und Distanzierung sind (u.a.) in der volkskundlichen Fachliteratur eingehend beschrieben und diskutiert worden. Ich nenne hier stellvertretend nur drei Texte: Jeggle, Feldforschung und Lindner, Angst des Forschers, 51–66 und Schmidt-Lauber, Seeing, Hearing, 559–578. Umso bemerkenswerter ist es, dass im Falle der Elternschaft, ihrer Erforschung und der Teilhabe daran sogar in fachinternen Vermittlungszusammenhängen dennoch Irritationen auftreten.

3 Mein Thema ist also durchaus die Vereinbarkeitsfrage, allerdings nicht die von Elternschaft und Wissenschaft im Sinne der Zwänge und Aporien der Parallelität privaten und beruflichen Lebens, sondern die von Elternschaftskultur und Elternschaftskulturforschung bzw. in anderen Worten: der Thematisierung des (nicht nur eigenen) privaten

hat aber weitreichende Folgen. Vermutlich hat dies auch mit den Gegenständen meiner bisherigen Forschungen zu tun: Ich habe mich schwerpunktmäßig mit Elternschaftskultur in den ersten ein bis etwa drei Lebensjahren des Kindes beschäftigt und dabei speziell mit den Themen Ernährung (sprich: Stillen oder Nichtstillen), Mobilität (Tragetuch) und Beruhigung (Schnuller oder kein Schnuller samt Fragen der Entwöhnung). All dies sind Themen von erheblicher alltagsweltlicher Reichweite, mit vielen medizinischen und teilweise auch ideologischen Implikationen, sie sind allesamt diskursiv gerahmt und stellen praktische Formen elterlicher Identitätsarbeit dar. Genau darum ging es mir immer wieder: Was tun Eltern in Bezug auf sich selbst, wenn sie in einer bestimmten Art und Weise mit ihren Kindern umgehen? Hier ist leider nicht der Platz, um inhaltlich ins Detail zu gehen, es wird sich im Folgenden vielmehr darum drehen, wie es mir als Forscher bei der öffentlichen Darstellung dieser Themen erging.

Ich werde dazu drei situative, selbst erlebte Vignetten vorstellen und kurz kommentieren, überschrieben mit den Schlagwörtern „Themenzuständigkeit“, „Themenkompetenz“ und „Themenrelevanz“. Abschließend möchte ich als Schlussfolgerung drei Herausforderungen formulieren, die sich auf das generative Potenzial von Elternschaft für die Forschung beziehen.

Themenzuständigkeit

Es war am 21./22. Mai 2007 auf der Gründungstagung⁴ des neu eingerichteten Parenting-Culture-Studies-Netzwerkes an der University of Kent/England, eingeladen waren Referierende aus ganz Europa, den USA, aus Kanada, darunter viele Wissenschaftlerinnen, die sich schon seit Jahren mit Themen der Elternschaftskultur befasst haben. 90 Teilnehmende waren angemeldet, darunter waren

Lebens in der wissenschaftlichen Arbeit: Kann man als Vater über Eltern, Vater- und Mutterschaft forschen und sprechen, ohne sich unmittelbar in Auseinandersetzungen um Rollenbilder, Aufgabenteilung, Zuständigkeiten und Lebensentwürfe zu verwickeln?

4 Vgl. CPCS unter [http://blogs.kent.ac.uk/parentingculturestudies/pcs-events/previous-events/monitoring-parents/\(28.4.2015\)](http://blogs.kent.ac.uk/parentingculturestudies/pcs-events/previous-events/monitoring-parents/(28.4.2015)).

laut Liste 16 Männer, also rund 18 Prozent. Gefühlt waren es für mich aber mindestens 95 Prozent Frauen auf dieser Tagung. Ich war angemeldet mit einem Vortrag zur Entwicklung der Säuglingsernährung bzw. der Stillquote in Deutschland seit 1950.⁵ Das ist ein sehr interessantes Thema, doch um diesen Vortrag im engeren Sinn soll es hier nicht gehen, ich möchte vom Get-together der Tagung am Vorabend berichten. Die wirklich wichtigen Dinge spielen sich ja oft an den Rändern ab. Also: Schnittchen und Wein, Smalltalk in lockerer Runde, für mich als noch recht jungen Nachwuchswissenschaftler war es interessant und aufregend – zumal auf internationalem Parkett –, die Personen, deren Texte ich schon durchgearbeitet hatte, nun einmal persönlich zu erleben. Es gab die üblichen Tagungsgespräche: „Wo kommen Sie her?“ – „Oh, da kenne ich auch jemand. Welche Disziplin vertreten Sie?“ – „Das hätte ich auch fast mal studiert. Worüber arbeiten Sie?“ – „Ach, das ist ja interessant“ – oder „spannend“, wie derzeit im deutschsprachigen Raum unablässig beteuert wird.

In meinem Fall verliefen die kurzen Gespräche jedoch nach einem etwas anderen, aber ganz spezifischen Muster ab, und das ist hier relevant: Nach den ersten Fragen und meiner Auskunft, dass ich einen Vortrag über das Thema Säuglingsernährung und Stillen in Deutschland halten werde, folgte geradezu stereotyp und stehenden Fußes die Frage: „Und wie kommen ausgerechnet Sie dazu, sich mit diesem Thema zu befassen?“ Begleitet von der Andeutung eines leicht irritierten Stirnrunzelns und gefolgt von der weiteren Frage: „Haben Sie denn selbst Kinder?“

Dieses Nachhaken, wie denn gerade ich darauf käme, über so ein Thema zu arbeiten, ist bemerkenswert. Denn Frauen forschen über kriegsversehrte Männer, Sesshafte über Migrant/innen, Wohlsituierte über Armut und prekär beschäftigte Wissenschaftler/innen über gut verdienende Führungskräfte und Manager/innen. Dies alles scheint nicht weiter begründungsbedürftig, schließlich kann jede und jeder forschen, worüber sie oder er will. Aber ein Mann, der sich mit der Frage „Brust oder Flasche?“ befasst – das schien eigenartig, da hakte man dann doch lieber noch einmal nach. Meine Gesprächspartnerinnen, allesamt gestan-

5 Originaltitel: Infant Feeding Decisions in Germany 1950–2000. Historical-Ethnographic Perspectives on the Popular Discourse.

dene Elternschaftskulturforscherinnen, schienen offenbar überrascht von diesem Umstand. Irgendwie erschien ihnen dies merkwürdig, eine unartikulierte oder gefühlte Grenze schien hier überschritten, ein junger Mann trieb sich da in urweiblichen Gärten herum. Nun ist männliches Interesse für Brüste wahrlich nichts Ungewöhnliches, doch meist steht dies in einem ganz anderen Zusammenhang. Vielleicht liegt hier ein Teil der Antwort, dass die weibliche Brust im Zuge der Säuglingspflege und beim Stillen – im Vergleich zur Werbungs- und Anbahnungsphase – eine grundlegende und praktisch wirksame Umdeutung erfährt.⁶ Diese funktionale Verschiebung ist eine emotional stark besetzte Erfahrung, in ihren alltäglichen, psychologischen, biografischen und auch sexuellen Wirkungen weitreichend und für die Mütter durchaus ambivalent. Ein gewisses Unbehagen über den Umstand, dass sich nun ein Mann mit diesem ganzen – sowieso schon denkbar heiklen! – Thema befasste, war wie mit Händen zu greifen und ist ja auch inhaltlich verständlich. Der unausgesprochene Subtext der Nachfragen ging in etwa in die Richtung, was mich daran eigentlich interessiere, ob ich dafür eigentlich zuständig sei, überspitzt formuliert: was mich das eigentlich angehe.

Infolgedessen lautete dann auch die nachgeschobene Frage, ob ich denn selbst Vater sei. Dies konnte ich bejahen und damit war dann meist für meine Gesprächspartnerinnen eine zumindest vorläufig plausible Erklärung für mein Interesse gefunden. Man konnte sich nun vorstellen, woher meine Motivation rührte. In ethnografischer Perspektive ist dies natürlich höchst fragwürdig und mindestens ebenso ambivalent. Maxim Gorki soll ganz treffend gesagt haben, dass man eben nicht in der Pfanne gelegen haben müsse, um über ein Schnitzel schreiben zu können. Ganz im Gegenteil, ich höre schon geradezu die Einwände und impliziten Vorhalte aus der Ethnografen-Community: Betroffenheitsforschung, Anschauungsempirie, alles zu nah, zu persönlich, zu sehr aus der Position der Involviertheit heraus geschrieben, zu wenig kritische Distanz. Manche Autoren sehen gerade in der Fremdheitserfahrung das spezifische Erkenntnispotenzial ethnografischen Arbeitens und weisen jede Form des *insiderism* als „Balkanisierung der Wissenschaft“ systematisch und entschieden zurück.⁷ Das mag schon sein, doch wenn ich

6 Die Mehrdeutigkeit der weiblichen Brust ist einschlägig diskutiert, vgl. hierzu Yalom, Geschichte, 81–139 und 307–362.

7 Vgl. hierzu klassisch Merton, *Insiders*, 12–13 und aktueller Hirschauer, *Verstehen*, 245–247.

nicht Vater wäre und meine Kinder nicht gestillt worden wären, so wäre der entsprechend komplementäre Einwand ebenso parat: Der hat doch keine Ahnung, wovon er redet.

Kinder zu haben ist eben kein Schnitzel, Elternschaft gilt – zumindest unter vielen Eltern – als derart fundamentale Elementarerfahrung, dass ausschließlich die Teilhabe an dieser Erfahrung zu kompetenten Äußerungen darüber befähige. Hier muss relativierend eingeschränkt werden: Diese Auffassung von Elternschaft als identitätsstiftende Elementarerfahrung, als psychosoziales Identitätsprojekt ist nicht ubiquitär, sondern milieuspezifisch zu verorten. Sie ist besonders typisch für (bildungs)bürgerliche, leistungsorientierte Milieus mit Selbstverwirklichungsanspruch; also genau für die Klientel, die die Universitäten bevorzugt bevölkert, meine eigene Person eingeschlossen.⁸ Das macht es methodisch nicht einfacher.

Es gibt keinen Ausweg aus diesem epistemologischen Dilemma: Zwischen der Erfahrung eigener Elternschaft und ihrem Fehlen gibt es kein Drittes. Nun könnte man ja eventuell argumentieren, dass gerade die Position des Vaters, der zwar nicht selbst stillt und auch gar nicht stillen, aber doch immerhin das Geschehen aus allernächster Nähe mitverfolgen kann, aus methodologischen Erwägungen die ideale Position im Spannungsfeld von Fremdheit und Nähe (mithin aus emischer und etischer Perspektive) sein könnte, von der aus der verstehende und zugleich reflektierende ethnografische Zugang besonders gut gelingen könnte. Doch genau diese Einschätzung wird von einigen Feldteilnehmerinnen gerade nicht geteilt. Was sich mir in diesem Fall als Verdacht aufdrängte, ist, dass es vielleicht insgesamt im Bereich der Säuglingspflege – speziell aber im Fall des Stillens – ein latentes Genderregime bezüglich der Themenzugänglichkeit und -zuständigkeit gibt, das bislang in der Literatur meines Wissens noch unbeschrieben geblieben ist. Gibt es etwa einen weiblichen Monopolwunsch über die Deutungshoheit in diesem Themenfeld?

Beim Get-together der britischen Tagung endeten die Gespräche durchgehend versöhnlich: Nachdem ich mich als Vater für das Thema zumindest teillegitimiert

8 Diese Charakteristik von Elternschaft als bürgerliches Identitätsprojekt hat Schüle in Form seiner Konzepte des „modernen“ bzw. „avantgardistischen“ Exposés plastisch herausgearbeitet: Schüle, Geburt, 195–207.

hatte, wurde mir durchgängig bekundet, dass es ja wirklich erfreulich sei, dass sich „auch mal ein Mann“ mit solchen Dingen befasse. Man bzw. frau sei schon auf meinen Vortrag gespannt.

Themenkompetenz

Ich komme zur zweiten Szene, gewissermaßen der Fortsetzung der ersten, wenn auch auf einer anderen Tagung.⁹ In meinen Arbeiten zur Säuglingsernährung war es mir ein Anliegen, die extrem starken Schwankungen, die es hinsichtlich der initialen Stillquote in Deutschland in den letzten 150 Jahren gegeben hat, darzustellen und auch – zumindest ansatzweise – kulturwissenschaftlich zu erklären. Medizinische, ökonomische und auch epidemiologische Erklärungen gibt es verschiedene, doch mein kulturwissenschaftlicher Zugang zielte darauf ab, die sich verändernden Bedeutungen und Bedeutungszuschreibungen zum Stillen, wie sie sich im Laufe des 20. Jahrhunderts ergeben haben, quellennah herauszuarbeiten. In aller Kürze und nur in Auszügen: Um die Jahrhundertwende galt die Ernährung an der Mutterbrust als probates Mittel zur Senkung der Säuglingssterblichkeit, während der Zeit des Nationalsozialismus wurde das Stillen als Teil einer biologistischen Mutterideologie propagiert. In der Nachkriegszeit der frühen Bundesrepublik kam es außer Mode, die damals moderne künstliche Säuglingsmilch erschien vielen als praktikablere und damit bessere Alternative. Mitte der 1970er Jahre erreichte die initiale Stillquote einen Tiefpunkt, bis dann – auch im Kontext der Alternativbewegungen und der zweiten Frauenbewegung – unter dem Topos von „Natürlichkeit“ eine Renaissance des Stillens einsetzte, die unter veränderten Vorzeichen bis heute anhält. Im Detail ist dies alles noch viel komplexer, aber darum kann es jetzt nicht gehen.¹⁰ Mein Anliegen war und ist es, die unterschied-

9 „Fortsetzung“ ist hier inhaltlich und nicht zeitlich gemeint, denn die hier genannte Tagung fand bereits im Jahr 2006 statt, es handelt sich um das 9. Arbeitstreffen des „Netzwerk Gesundheit und Kultur in der volkskundlichen Forschung“ vom 5. bis 7. April 2006.

10 Die Geschichte des Stillens ist bislang erst in Ansätzen geschrieben. Vgl. dazu Seichter, Erziehung. Abgesehen davon, dass der Versuch, eine 2500-jährige Geschichte auf 174 Seiten zu beschreiben, nur schwer gelingen kann, ist dieses – im Ansatz sicherlich ver-

lichen Haltungen zu dieser Frage je zeitspezifisch und soziokulturell kontextualisiert zu verstehen und auch aus der je emischen Perspektive der Akteur/innen heraus darzustellen. Dementsprechend galt das Stillen mal als lästige Notwendigkeit, mal als rassische Mutterpflicht, mal als rückständiger Biologismus, mal als Ausdruck neu oder wiederentdeckter Weiblichkeit, als intime Praxis oder auch als Mittel der – emotional wie oecotrophologisch – optimalen Säuglingsversorgung, schließlich auch als Indiz gelingender Mutterschaft. Die deutsche Publizistin Barbara Sichtermann, eine wichtige intellektuelle Protagonistin der 68er-Bewegung, veröffentlichte 1981 ihr Buch *Leben mit einem Neugeborenen*.¹¹ Ihr leidenschaftliches Plädoyer für einen empathischen, emotionalen und bejahend-hingebungsvollen Umgang mit Säuglingen enthält natürlich auch ein Kapitel über das Stillen, seine „Wiederentdeckung“ war 1981 bereits seit einigen Jahren in vollem Gange. Dieses Stillkapitel, ein klares Pro-stillen-Bekenntnis, beginnt bezeichnenderweise mit dem Abschnitt *Faire l'amour*, Sichtermann beschreibt darin das Nähren des Säuglings an der Brust als einen intimen, körpernahen Akt des Austausches von Körperflüssigkeiten mit unübersehbaren erotischen und sexuellen Implikationen der gegenseitigen Bedürfnis- und Triebbefriedigung. Stillen sei Liebe machen.¹² Diese Sicht der Dinge referierte ich in meinem Vortrag – neben anderen – und ordnete sie in ihren ideellen und historischen Kontext ein. Doch das wollten einige meiner

dienstvolle – Werk ein weiteres plastisches Beispiel dafür, wie ungemein schwierig eine ausgewogene kulturwissenschaftliche Sprechposition jenseits eindeutiger Parteinahmen zu erreichen ist: Ihren Groll über die diversen (zweifellos beobachtbaren!) ideologischen Vereinnahmungen des Stillens kann die Autorin nicht verbergen, er spricht überdeutlich in Wortwahl und Argumentation zwischen und in den Zeilen. Der ideologiekritische Ansatz der Arbeit kippt damit ins unverhohlenen Pamphlethafte. Sabine Seichter schreibt nicht (nur) analysierend über die Geschichte des Stillens, sondern argumentiert aktiv und engagiert für eine Entideologisierung des Stillens und wird damit selbst zur Aktivistin. Der Unterschied zwischen der analytischen Sichtbarmachung von Ideologisierungprozessen und ihrer Kritik ist manchmal ein hauchdünner, aber wesentlicher. In Sätzen wie: „Wenn die stillende Mutter von den Milchligavertreterinnen zur Akteurin eines neuen sozialen, weil humanen Wandels hochstilisiert wird, muss die kritische Gegenfrage nach den möglichen Folgen dieses Rollenbildes gestellt werden“ (Seichter, Erziehung, 116), oder „Auch hier müssen Stimmen zu Wort kommen dürfen, welche die Stillzeit nicht nur glorifizieren, sondern sehr nüchtern betrachten“ (ebd., 164), überschreitet die Autorin diese Grenze.

11 Sichtermann, *Leben*.

12 Vgl. ebd., 74–79.

Zuhörerinnen gar nicht wissen, denn unmittelbar nach meinem Referat meldeten sich zwei medizinanthropologisch promovierte Kolleginnen sichtlich erregt zu Wort und betonten mit Emphase: Eines wollten sie gleich einmal vorab klarstellen, bevor hier in der Diskussion ein falscher Eindruck entstehe: Stillen habe nichts – aber auch rein gar nichts – mit Lust oder gar Sexualität zu tun, das sei harte Arbeit, schmerzhaft, mühsam und entbehrungsreich, ein Dienst am Kind und durchweg aufopferungsvoll, sie hätten da schließlich einschlägige, leidvolle und vor allen Dingen eigene Erfahrungen gemacht (im Gegensatz zu mir). Dass es mir hier nicht um eine persönliche Position ging, sondern um die Darstellung des Panoramas der Umdeutungen, Kontextualisierungen und Inanspruchnahmen des Stillens aus unterschiedlichen Perspektiven, in diesem Fall um die Zitation von Barbara Sichtermann, war offenbar nicht richtig angekommen, sondern wurde als persönliche Deutungsübernahme missinterpretiert, insbesondere aber auf einer persönlichen Ebene als Herausforderung wahrgenommen. Wie konnte das geschehen, wir befanden uns doch auf einer medikalkulturwissenschaftlichen Tagung? Tatsächlich halte ich es im Rückblick für möglich, dass diese auffällige Reaktion der Kolleginnen weniger mit Sichtermanns Buch als mit meiner Person zu tun hatte. Da sitzt vorne ein junger Typ, Anfang dreißig, karrieremäßig als Juniorprofessor gut unterwegs und schwadroniert irgendetwas vom Stillen als Geschlechtsakt, die Frau kümmert sich zu Hause um die Kinder, während sie, die Kolleginnen, mühsam versuchen, sich für die Tagung von ebendiesen loszumachen, die Vereinbarkeitsproblematik am eigenen Leib erleben und erleiden und die Zwänge zwischen Mutterschaft und Wissenschaftlerinnendasein tagtäglich spüren. So könnte es ihnen erschienen sein und dies wäre zumindest ein Erklärungsansatz für die geschilderte Reaktion. Unabhängig von diesen Befindlichkeitsfragen verweist die Episode jedoch auf mindestens zweierlei: Erstens verweist der Vorfall darauf, dass für die Frage, wer hier zum Thema eigentlich mit welcher Kompetenz sprechen konnte und durfte, offenbar Klärungsbedarf bestand. Es scheint so etwas wie ein thematisches Gatekeeping zu geben, zumindest den Wunsch danach. Und zweitens wird der Umstand der lebensweltlichen Wucht und Eindringlichkeit der Elternschaftserfahrung als totales Ereignis deutlich, was einerseits als *conditio sine qua non* für die kundige wissenschaftliche Beschäftigung gesehen wird und zugleich einem nüchternen und rationalen Zugang wiederum im Weg zu stehen scheint.

Es scheint eine heikle Gratwanderung zwischen Skylla und Charibdis zu sein: Der lebensweltlichen Immersion als Eltern auf der einen Seite entspricht die Gefahr des Distanzverlustes und des vernebelten Blicks, während die Nichteltern, zumindest angeblich, gar keine Chance haben, überhaupt annähernd zu erfassen, um was es hier eigentlich geht. Und eine ähnliche Kluft ließe sich auch noch zwischen Vater- und Mutterrolle beschreiben. Erstere, die Vaterrolle, war – zumindest in meinem Fall – noch keine hinreichende Legitimation, um mich zum kulturwissenschaftlichen Stillexperten aufschwingen zu dürfen.

Themenrelevanz

Ich bin damit bei meinem dritten – kurzen – Abschnitt „Themenrelevanz“ angelangt und damit auf einer etwas abstrakteren Ebene, nämlich der Wertigkeit des Themas im Wissenschaftsbetrieb insgesamt. Das Folgende ist nicht als Lamento zu verstehen, auch wenn es vielleicht so klingen mag, ich bin mit diesem Thema insgesamt sehr gut gefahren. Aber: Einige Besonderheiten fallen in Fragen der Anerkennung doch auf. Alltagskulturforschung ist ja mit ihrem Interesse für die vermeintlichen Niederungen der Trivial- und Populärkultur Kummer und Legitimationsdruck gewohnt. Europäische Ethnologen und Ethnologinnen interessieren sich für all das, was scheinbar marginal ist, fernab eines ästhetischen Kulturbegriffs des Hohen, Guten, Wahren und Schönen; mit unserer Neigung für die Bagatellen des Alltags – vom Bierdeckel angefangen über Autoaufkleber bis hin zu Bürokaffeetassen – ernten wir nicht selten Getuschel oder Gekicher.¹³ Doch selbst in diesem Fach, und außerhalb noch viel mehr, provoziert man gelegentlich erstaunte Blicke, wenn man sich mit Milchfläschchen, Tragetüchern, Schnullern und anderen Einschlafhilfen wissenschaftlich beschäftigt. Ist das überhaupt ein Thema? Und kann man darüber einen ganzen Aufsatz schreiben? Heimerdinger? Ist das nicht der mit dem Babybrei? Prekarität und Arbeit, Gewalt und symbolische Ordnung oder Prozesse des *othering* – ja, das sind Themen, die die Welt

13 Vgl. hierzu Wietschorke, Beziehungswissenschaft, 331–332.

bewegen, aber die Motive auf Babybodys oder die sachkulturelle Ausstattung auf Wickeltischen?

Die Spiele von Rang, Status und Distinktion sind nicht nur im Alltagsleben relevant, sondern auch in den Wissenschaften gang und gäbe. Die Kardiologie rangiert im innermedizinischen Ansehen weit vor der Pädiatrie. Da kommt mir das vielzitierte – und von ihm selbst mittlerweile auch öffentlich mehrfach bereute – Diktum von Altkanzler Schröder in den Sinn: „Frauenpolitik und so Gedöns“ soll er 1998 einmal gesagt haben.¹⁴ Zugegeben, die Zeiten haben sich erfreulicherweise mittlerweile geändert, aber ein gewisses Statusproblem hat die Elternschaftskulturforchung immer noch – meiner Beobachtung nach insbesondere bei Kinderlosen. Vielleicht wäre diese Beobachtung einmal Anlass für eine etwas systematischere Ungleichheitsforschung im Feld wissenschaftlicher Themenfindung und Themenbewertung.

Fazit

Ich komme abschließend zu einigen Schlussfolgerungen, denn über Elternschaft und damit zusammenhängende Fragen zu forschen bringt mehrere spezifische Herausforderungen mit sich. Die erste Herausforderung ist – wie immer – das Finden einer angemessenen Sprech- und Forschungsposition. In Fragen der Elternschaft ist es jedoch ein vielleicht besonders mühsames und subtil anspruchsvolles Unterfangen, diese Position zu finden: für Eltern deshalb, weil sie sich zumindest ein Stück weit von der eigenen Elementarerfahrung distanzieren müssen, für Kinderlose deshalb, weil sie genau diese nicht teilen und sie deshalb (nicht nur auf methodischem Weg, sondern auch persönlich) substituieren müssen, nicht zuletzt um gegenüber Eltern als hinreichend informiert und kompetent auftreten zu können und damit Anerkennung für die eigene Arbeit zu finden. Derselbe Legitimationsdruck gilt offenbar auch teilweise zwischen Müttern und Vätern.

14 Vgl. Bär, Jahr, unter: www.baer-linguistik.de/beitraege/jdw/gedoens.htm (28.4.2015) und Die Welt, Gerhard Schröder, via <http://www.welt.de/newsticker/news1/article112719377/Gerhard-Schroeder-tut-Familie-und-Gedoens-heute-leid.html> (28.4.2015).

Dies führt mich zur zweiten Herausforderung, der erkenntnistheoretischen: Diejenigen, die für sich einen – vielleicht sogar angeblich uneinholbaren – Erfahrungsvorsprung reklamieren, müssen sich nämlich eines fragen lassen: Wie ernst meinen sie es tatsächlich mit der ethnologischen Grundüberzeugung, dass es möglich sei, auf methodisch akzeptiertem Weg einen zumindest annähernd validen Zugang zu lebensweltlich fremden, das heißt nicht vollständig persönlich geteilten Wirklichkeiten zu finden? Kurz gesprochen: Wer es Kinderlosen nicht zutraut, kompetent über Elternschaft zu arbeiten, oder Vätern über Mütter, der darf es auch Beamten/innen – also etwa Hochschullehrer/innen – nicht zutrauen, über Arbeiter/innen zu forschen oder Europäer/innen über Asiat/innen. Oder gelten für Fragen der Elternschaft etwa besondere, verschärfte epistemologische Bedingungen? Als wie essenziell wird die persönliche Teilhabe an der Elternschaftserfahrung von uns Wissenschaftler/innen konzipiert? Und mit welchen Konsequenzen?

Möglicherweise hält in diesem Themenfeld gewissermaßen durch die Hintertür eine Art Erfahrungssenzualismus in unser Denken Einzug, der uns gerade als konstruktivistisch geschulte Geisteswissenschaftler/innen stutzig und hellhörig werden lassen sollte. Die Psychologin Barbara Reichle hat einen „Traditionalisierungseffekt“ im privaten Leben beim Übergang zur Elternschaft beschrieben: die unverhoffte Rückkehr zu als überwunden geglaubten Geschlechterrollendichotomien. Sollte es so etwas etwa auch in der Wissenschaft geben, dann nämlich, wenn explizit oder implizit die Auffassung vertreten wird, dass die Erfahrung von Elternschaft die Welt in Eltern, die „schon wissen“, und Nichteltern, die gar nicht wissen können, teilt? Und erstere wiederum in Väter und Mütter – durch einen ähnlich unüberwindbaren epistemologischen Graben voneinander getrennt? Ich hielte dies für einen intellektuellen und erkenntnistheoretischen Rückschritt, denn das Befremden spielt in der qualitativen Empirie gerade im dialektischen Zusammenwirken mit der Empathie eine methodologische Schlüsselrolle und bildet eine unersetzliche Brücke zu Staunen und Erkenntnis.¹⁵

Die dritte Herausforderung schließlich ist eine wissenschaftspolitische: Der Soziologe Stefan Hirschauer hat sich kürzlich prononciert und Streitbar zu den Gender Studies geäußert und in Abwandlung eines bekannten Zitats des Journa-

15 Vgl. Hirschauer, Verstehen des Fremden.

listen Hans-Joachim Friedrichs formuliert: „Eine gute Gender Forscherin erkennt man daran, dass sie sich nicht gemein macht mit einer Sache, auch nicht mit einer guten Sache.“¹⁶ Hirschauer geht es darum, eine wissenschaftlich beobachtende und verstehende Position einzunehmen und keine aktivistische. Ähnliches wünsche ich mir auch für die wissenschaftliche Beschäftigung mit Elternschaft: Es geht um das Verstehen von Prozessen und Zusammenhängen, nicht um die Propagierung eines Lebensentwurfs; auch und gerade wenn man ihn selbst lebt.

16 Hirschauer, *Gender Studies*, 882.

Literatur

- BÄR, JOCHEN A.: Ein Jahr voller Wörter, Folge 129 „Gedöns“, unter: www.baer-linguistik.de/beitraege/jdw/gedoens.htm (28.4.2015).
- HEIMERDINGER, TIMO: Brust oder Flasche? - Säuglingsernährung und die Rolle von Beratungsmedien, in: Bilder. Bücher. Bytes. Zur Medialität des Alltags, hrsg. von Michael Simon/Thomas Hengartner/Timo Heimerdinger/Anne-Christin Lux, Münster u. a. 2009, 100–110.
- HEIMERDINGER, TIMO: Clevere Kultur. Die Schnullerfee als elterliches Risikomanagement, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. Neue Serie Band LXIV 113/1 (2010), 3–21.
- HEIMERDINGER, TIMO: Pacifiers and Fairies. Family Culture as Risk Management - a German Example, in: Journal of Folklore Research 48/2 (2011), 197–211.
- HEIMERDINGER, TIMO: Simply the Best. Elternschaft als kompetitive Praxis, in: Kulturen des Wettbewerbs. Formationen kompetitiver Logiken, hrsg. von Markus Tauschek, Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte 10, Münster u. a. 2013, 249–267.
- HIRSCHAUER, STEFAN: Verstehen des Fremden, Exotisierung des Eigenen. Ethnologie und Soziologie als zwei Seiten einer Medaille, in: Ethnologie im 21. Jahrhundert, hrsg. von Thomas Bierschenk/Matthias Krings/Carola Lentz, Berlin 2013, 229–248.
- HIRSCHAUER, STEFAN: Wozu Gender Studies? Ein Forschungsfeld zwischen Feminismus und Kulturwissenschaft, in: Forschung & Lehre. Alles, was die Wissenschaft bewegt 11 (2014), 880–882.
- JEGGLE, UTZ (Hrsg.): Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, Bd. 62, Tübingen 1984.
- LINDNER, ROLF: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß, in: Zeitschrift für Volkskunde 77/1 (1981), 51–66.
- MERTON, ROBERT: Insiders and Outsiders. A Chapter in the Sociology of Knowledge, in: American Journal of Sociology 78 (1972), 9–47.
- SCHMIDT-LAUBER, BRIGITTA: Seeing, Hearing, Feeling, Writing. Approaches and Methods in Ethnographic Research from the Perspective of Ethnological Analysis of the Present, in: A companion to Folklore Studies, hrsg. von Regina Bendix/Galit Hasan-Rokem, Oxford 2012, 559–578.
- SCHÜLEIN, JOHANN A.: Die Geburt der Eltern, Gießen 2002.

SEICHTER, SABINE: Erziehung an der Mutterbrust. Eine kritische Kulturgeschichte des Stillens, Weinheim 2014.

SICHTERMANN, BARBARA: Leben mit einem Neugeborenen. Ein Buch über das erste halbe Jahr, Frankfurt a. M. 1981.

WIETSCHORKE, JENS: Beziehungswissenschaft. Ein Versuch zur volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Epistemologie, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXVI (2012), 325–359.

YALOM, MARILYN: Eine Geschichte der Brust, Düsseldorf 1998.

